

PIT WUHRER

Als die britischen Bergarbeiter Anfang März 1984 in Streik traten, waren sie eine homogene Gruppe von Arbeitern in einer homogenen Umwelt: Sie hatten alle den gleichen Arbeitgeber, hatten die gleichen Interessen und fast idyllische Lebensbedingungen; Bergbau ist in Großbritannien ein ländlicher Industriezweig, die Arbeitersiedlungen sind Dörfer für sich. Aber was ist davon nach Ende des Streiks übriggeblieben? Die sozialen und politischen Dimensionen des Konfliktes werden erst so langsam sichtbar. Gemeinschaften sind gespalten, die Gräben noch nicht zugeschüttet; der soziale Wandel in Thatchers Großbritannien fordert seine Opfer. Wie werden die Opfer damit fertig? Ein Bericht aus dem Bergarbeiterviertel von Deal in Kent.

Am 11. März 1985 war einiges los in Betteshanger. „Eine große Menge kam zur Zeche, um die normalen Aktivitäten zu unterbinden. Ich hörte Flüche und sah einen Mann, der einen Working Miner trat; andere hetzten Working Miners im Viereck. Vor dem Verwaltungsgebäude fand eine informelle Versammlung statt, auf der die Beklagten Nummer 9 und 17 sprachen. Viele der anderen Beklagten von Betteshanger waren sicher auch dabei. Die Working Miners fürchteten um ihre Sicher-

heit, und etwa 20 schlossen sich im Lampenraum ein, anstatt sich — wie angeordnet — zum Vorbereitungsraum zu begeben. ... Es gab viele laute Flüche und Verwünschungen von Frauen und anderen Unterstützungsgruppen, die nicht aus Bergarbeitern bestanden.“

Was sich in der Zeugenaussage von Grubenmanger John Darrell Syson vor dem High Court of Justice wie der Beginn eines Aufstands liest, war das Ende des Streiks. Am 11. März kehrten die Bergarbeiter von Betteshanger, „eine Woche nach Ende des nationalen Ausstandes“, wie das Gerichtsprotokoll vermerkt, an ihren Arbeitsplatz zurück. Es war eine ordentliche Rückkehr, wie sie sich später erinnerten; mit dem Gewerkschaftsbanner voran waren sie zur Zeche marschiert. Für die „Working Miners“, die Streikbrecher, war es eine Rückkehr mit Schrecken. Von den rund hundert Arbeitern, die vor dem 11. März die Arbeit wieder aufgenommen hatten, blieben 73 am nächsten Tag zuhause, 26 tauchten nie wieder auf. „Als ich durch die Zeche lief“, schrieb einer an die Nationale Kohlebehörde, „wurde mir ins Gesicht geschlagen, ich wurde getreten, angespuckt, beleidigt, immer wieder flogen Gegenstände in meine Richtung. Meine Familie und ich waren in den letzten fünf Wochen nicht in der Lage, ein normales Leben zu führen ... wenn man die Männer kennt wie ich, weiß man, daß diese Situation nicht in wenigen Wochen oder Monaten vorübergehen wird,

»Vielleicht wächst alles zusammen, vielleicht werden wir ein Friedhof«

Eine Bergarbeitersiedlung im »Garten von England«, sechs Monate danach (I)

sondern daß es so bleibt.“ Er bat um seine Versetzung nach Nottinghamshire.

In Betteshanger, der „militantesten Zeche des Landes“, wie die Bergarbeiter stolz sagen, ist der Kampf noch nicht vorbei, auch nicht nach 18 Monaten.

Zehn Kilometer nordöstlich von Dover, wo die weißen Kreidefelsen enden und in Kiesbänke übergehen, befand sich bis vor hundert Jahren der bekannteste Ankerplatz der Welt — und das nicht nur, weil 55 v.u.Z. Julius Cäsar dort seinen Britannien-Feldzug begann. Zwischen den Goodwin Sands und der Küste warteten vor allem vom 17. bis zum 19. Jahrhundert in den stillen Wassern des Downs die Segelschiffe auf günstige Winde, um von dort den Ärmelkanal zu überqueren oder Themse-aufwärts zu gelangen. Das Dörfchen Deal, ein Dienstleistungszentrum für die wartenden Armaden, wurde zu dieser Zeit groß und bedeutend: als Stationierungsort der Royal Navy, als Handelsplatz für die Versorgung der Schiffe und als Urlaubsort der Aristokratie: Noch heute ist Walmer Castle eine Freizeit-Residenz der Queen Mother. Deal gibt es noch; die Stadt hat den Beginn des Dampfschiffahrt-Zeitalters überlebt, die Auffüllung des Hafens (1863) verkraftet und die Eingemeindung in den Dover District (1974) überwunden. Ein zähes Gemeinwesen aus Rentnern und Kleinhändlern, Handwerkern und Pensionsinhabern, die aus Deal gern ein zweites Brighton oder Blackpool machen würden, wenn die Stadt mit ihren zahllosen Bed-and-Breakfastes, der unscheinbaren Beton-Pier und den Häusern aus dem Edwardian Zeitalter nur mehr hergäbe. 30 000 Einwohner, eine Einkaufsstraße, eine Uferpromenade, an der Freizeit-Fischer ihre Boote auf den Kies ziehen, eine alte Burg, eine Plakette, die an Cäsars Ankunft erinnert, eine Garnison der Royal Marines, ein Bahnhof. Eine Stadt, die aus Margaret Thatchers Wunschträumen entspringen sein könnte, wie hundert andere im Südosten Englands: klein, kommerziell, konservativ. Eine Stadt ohne Probleme.

„Deal ist up and coming“, erzählt mir Nolan Sargant, Vorsitzender des regionalen Planungskomitees, Mitglied der Konservativen Partei und Bauunternehmer. In der Vorhalle des alten, ungenutzten Theaters schwärmt er von den Wachstumsmöglichkeiten der Stadt, von den Attraktionen für den Fremdenverkehr. Er redet vom Golfplatz, auf dem wenige Wochen zuvor das British Open Championship stattgefunden hat, vom Strand, von den Mietbooten für Hobby-Angler, von den alten Burgen und vom Timeball-Tower, den der Distrikt nach 52 Jahren Funktionslosigkeit wieder reaktiviert habe: Pünktlich um 1 Uhr mittags steigt auf ein Signal aus Greenwich hin eine Kugel an einem Mast empor und gibt so die Zeit an. Was früher seinen Sinn für die Schifffahrt hatte, dient heute dem Frem-

»Iron Curtain«, »eiserner Vorhang« nennen die Bewohner von Mill Hill, die Bergarbeiter-Familien der Zechen Betteshanger und Tilmanstone, den nicht-existenten Strich auf der Straße. Statt des Union Jack hängen hier Bergarbeiterplakate in den Schaufenstern.

denverkehr: „Das ist schon eine Attraktion für sich“, sagt Sargant.

Gibt es ökonomische Schwierigkeiten, gibt es Arbeitslose, wieviele? Die Frage wundert den Vorsitzenden für Wirtschaftsplanung im Dover District:

Wieviele Arbeitslose? Das kann ich nicht aus dem Stand beantworten. Um ehrlich zu sein, ich weiß es nicht. Auf diese Frage war ich nicht vorbereitet.

Über die wirtschaftliche Lage weiß er jedoch Bescheid:

Das größte Unternehmen in dieser Region sind die Dover Docks, wo die Fähren und Hovercraft-Boote einlaufen. Die Docks beschäftigen viele Menschen ... (Wieviele?) Im Moment ungefähr 490, dazu kommen während des Sommers noch Teilzeit-Beschäftigte. Das nächst-wichtigste Unternehmen ist Fisers, eine Chemie-Firma in Sandwich. Sie haben mich zwar nach Deal gefragt, aber Sandwich liegt so nahe, daß dort viele Leute aus Deal arbeiten. Fisers ist 24 Stunden geöffnet, dort arbeiten sie in drei Schichten. Neben diesen zwei Hauptarbeitgebern gibt es natürlich noch jede Menge Zulieferer ...

Auf die Idee, etwas über die Zechen im Dover District zu erzählen, kommt er erst, als ihn der hereingeschneite Journalist danach fragt. In den drei Zechen (Betteshanger, Tilmanstone, Snowdon) arbeiten 2300 Kumpel.

Auf dem Weg vom Stadtzentrum über die Bahnbrücke Richtung Westen, die Mill Road entlang, wird die Vergeßlichkeit des Kreisrats Nolan sichtbar: kleinbürgerliche Häuser mit vielen Union Jacks vor dem Fenster, einer Tankstelle hier, einem Laden dort, bis die Durchgangsstraße Dover-Sandwich an der Manor Road abbiegt. Von der Kreuzung aus geht's hügelan, in den Stadtteil Mill Hill, direkt hinter der Kreuzung ist alles anders. Eine Grenze mit Schlagbaum und Zollwärterhäuschen könnte nicht mehr ins Auge fallen: hier endet Thatchers England, hier beginnt Scargills Country. „Iron Curtain“, „eiserner Vorhang“ nennen die Bewohner von Mill Hill, die Bergarbeiter-Familien der Zechen Betteshanger und Tilmanstone, den nicht-existenten Strich auf der Straße. Statt des Union Jack hängen hier Bergarbeiterplakate in den Schaufenstern; die Häuser haben alle

die gleiche Form, sind schlecht gebaut; an den Wänden kleben alte Zettel („Bob McGibbon is a scab!“) und neue Plakate („Support Britain's Political Prisoners!“). Wenige Einkaufsgeschäfte, gegenüber die Gewerkschaftszentrale „Magne House“, ein winziges Postamt, ein Pub, ein „Coop“-Markt und rund 5000 Einwohner: Das ist Mill Hill. Und natürlich der Welfare Club, den die Bergarbeiter von Mill Hill 1979 bauten, das soziale und politische Zentrum ihrer Community.

Als in den 20er Jahren die ersten Bergarbeiter kamen, um im Auftrag deutscher Finanziers den hochwertigen Koks von Kent zu fördern, versetzte die Ankunft der rauhebeinigen Kumpel die Einwohner von Deal in helle Aufregung. „Vor fünfzig Jahren kam die Angst vor einer Invasion nicht von Hitler, sondern aus anderen Teilen des britischen Inselreichs“, steht heute noch im Fremdenführer der „Historischen Gesellschaft von Deal, Walmer und Distrikt“; „Kent wird zu einem ‚Black Country‘, warnten Leserbriefe an den *East Kent Mercury*, als Kohle-Flöze entdeckt wurden.“ Die ersten Bergarbeiter in Kent kamen meist zu Fuß aus den anderen Kohlerevieren des Landes, aus Wales, Schottland und Yorkshire; viele von ihnen waren die Opfer des Großen Streiks von 1926, als sich die britischen Bergarbeiter in einem sechsmonatigen Streik gegen die Lohndrückerei der Kohlebarone zur Wehr zu setzen versuchten. Im neuen Kohlerevier von Kent war ihr Handwerk, waren ihre Erfahrungen gefragt (die Zeche Betteshanger begann ihre Produktion 1928), aber mit den schwarzen Gesellen, die nach Schichtende ohne Waschmöglichkeit auf dem Zechengelände die sechs Kilometer von der Grube nach Deal liefen, wollten die Kleinbürger der Stadt nichts zu tun haben. Peter Fulbrook, der während des Streiks entlassen wurde und jetzt den Welfare Club bewirbt, kennt die Geschichte des Clubs, der ein gut Teil der Geschichte der Bergarbeiter in Deal ausmacht.

Als der Club aufmachte, ging es hier sehr rauh zu. Die Männer kamen am Freitagabend rein, in den 30er und 40er Jahren, hauten ihr ganzes Geld hinaus mit Glücksspielen und Saufereien und gingen ohne einen Pfennig wieder heim.

Mit diesen wilden, maskulinen Horden wollten die Leute aus Deal nichts zu tun haben.

Über die alten Zeiten gibt es eine Menge Geschichten: Man fights Miner. Als die Jungs aus Wales, Schottland und Yorkshire hier ankamen, hatten alle Pensionen ein Schild aufgehängt: „Keine Bergarbeiter“. Und so mußten sie bei ihren Kollegen unterkommen, bis sie ein Haus bekamen. Manchmal dauerte es Jahre, bis sie ihre Familie nachkommen lassen konnten.

Die Grubenbesitzer und der Stadtrat von Deal wollten die Bergarbeiter weit draußen wissen, bei der Zeche; doch die Kumpel, die ihre Tradition, ihre Militanz mitbrachten, setzten sich durch — ihre Häuser entstanden vor den Toren der Stadt. „Damals“, erzählt Terry Harrison, Sekretär der Ge-



werkschaft in Mill Hill, „ging noch der Ruf durch die Stadt: „Schließt eure Töchter ein, die Bergarbeiter kommen.“

Deals Metzger kennzeichneten verschimmelten Speck als „Miner's Bacon“, in den Kneipen wurden sie nicht bedient, beim Kolonialwarenhändler erhielten sie keinen Kredit: Arbeiter in Feindesland, wo man erst nach zwei Wochen Arbeit Lohn erhielt und sich derweil anders durchschlagen mußte. Die Feindschaft hielt an: für die Kumpel gab es praktisch keine medizinische Versorgung, ihre Kinder erhielten eine Second-Class-Ausbildung, Deal, die Stadt der Kleinhändler und Fischer, konnte mit den Untertage-Arbeitern nichts anfangen. Die braven Leute hatten eh genug Sorgen mit den Marinesoldaten, die in der großen Garnison ausgebildet wurden und einen permanenten Fremdkörper im Gemeinwesen bildeten.

Stan Smart, obwohl pensioniert einer der Aktivisten des 84/85er Streiks, hat die Zeit noch miterlebt: „Als ich 18, 19 war, gab es regelmäßig Zoff zwischen den Marines und den Miners. Im Tanzclub standen samstags abends auf der einen Seite die Marines, auf der anderen Seite wir und in der Mitte die Frauen. Wenn ich eine Frau hatte, habe ich es gerade bis zur anderen Seite geschafft, dann kam so'n Scheiß-Soldat, klopfte mir auf die Schulter: Excuse me, please, und tanzte mit ihr weiter, bis sie wieder an meiner Seite ankamen. Dann war ich wieder dran.“ Die Abende endeten in schöner Regelmäßigkeit mit Schlägereien. Kein Wun-

der, daß die Leute von Deal weder die Marines noch die Miners mochten, die Marines die Fischer und die Miners verachteten und die Bergarbeiter die anderen beiden haßten. „So hat die Bergarbeitergemeinschaft immer nach innen geschaut“, erklärt Terry Harrison, „die ganzen organisatorischen Fähigkeiten entwickelten sich innerhalb der Gemeinschaft. Clubs wurden gegründet, Musikgruppen zusammengestellt, Vereine aus der Taufe gehoben.“ Die Bergarbeiter in Mill Hill lebten für sich, „über Jahre hinweg gab es viele, die nie das Stadtzentrum besucht hatten; die Gemeinschaft war und ist praktisch autonom, wir hatten und haben unsere Ärzte, unsere Zahnärzte, unsere Läden, unsere Vergnügungen und unsere Sportplätze“ (Terry Harrison).

Die, die da in der Diaspora lebten, hatten auch ihre eigene Geschichte. Eine Geschichte, die stets mit ihrem Job zu tun hatte und die Traditionen reflektierte, die die militanten Bergarbeiter aus den verschiedenen Kohlerevieren mit sich brachten. Wenn sie sie erzählen, reden sie im schottischen Dialekt darüber, im walisischen oder im nordenglischen; aber nie in der Sprache, die Nolan Sargant benutzte, als er die Bergarbeiter von Kent vergaß.

Heute noch — oder wieder — ist 1942 ein Thema in Mill Hill. 1942 haben die Grubenarbeiter von Betteshanger, entgegen dem Streikverbot während der Kriegszeit, die Arbeit niedergelegt, weil die

Der Urlaubsort Deal/Kent. Immer mehr von wohlhabenden Pensionären aus London bevölkert — ein möchtegern-Brighton. Mit Mill Hill will diese Welt nichts zu schaffen haben.

Foto: P. Wührer

Grubenbesitzer das Notstandsgesetz nutzten und die Löhne herunterschraubten. „Diese hervorragenden Patrioten dachten nur an den Profit.“ Jack Dunn, der ehemalige Generalsekretär der Kumpel von Kent, hatte damals gerade in der Zeche angefangen. Weil der Streik gegen die „Essential Works Order“ verstieß, wurden die Bergarbeiter von Betteshanger zu Geldstrafen verurteilt, ihre drei Gewerkschaftsführer zu langjährigen Gefängnisstrafen in den Kerker verbannt. Daß die Strafen zu keinem Ende des Ausstands führten, alarmierte den damaligen Arbeitsminister Ernest Bevin, den Begründer der großen Transportarbeitergewerkschaft — heute noch die stärkste Gewerkschaft des Landes. Er sandte Emissäre von London nach Betteshanger, die aber fanden keinen, der mit ihnen reden wollte. „Wenn ihr mit den Bergarbeitern von Kent reden wollt“, so die einhellige Antwort, „dann geht nach Maidstone Jail, dort sitzen ihre Führer.“

Für Ernest Bevin verschlimmerte sich die Lage noch, als über tausend Bergarbeiter ihre Geldstrafen im Gefängnis absitzen wollten: wie bringt man 1000 und mehr Kumpel in den Gefängnissen unter? Am

Schluß verhandelte das Londoner Arbeitsministerium im Kerker von Maidstone mit den inhaftierten Gewerkschaftsfunktionären. Die Kumpel bekamen mehr, als sie verlangt hatten. Die Amnestie-Forderung der Bergarbeiter von 1985, vor allem die der Kumpel von Kent, die eine Woche länger streikten, um ihre entlassenen und inhaftierten Kollegen zu unterstützen, wird in Mill Hill mit dem Ergebnis von 1942 begründet. Schon damals, sagen die Leute, haben wir uns erfolgreich durchgesetzt, und sie fügten mit Stolz hinzu, daß nach diesem Erfolg die Kohleproduktion in Betteshanger neue Rekorde erreichte und die Kent Miners auf der britischen Siegesparade über das nationalsozialistische Deutschland 1945 die Gruppe der industriellen Arbeiter anführten.

Der 1960er Konflikt hatte dagegen ganz andere Dimensionen; aber auch er bietet Gesprächsstoff in der Bar des Welfare Clubs, in der noch heute eine Liste aller Streikbrecher hängt. 1960 hat die Kent-Bergarbeiter zu dem gemacht, was sie heute sind, wenn man der nationalen Presse glauben will: „Die militantesten Bergarbeiter von Großbritannien.“ Terry Harrison war 1960 dabei.

In den 50er und 60er Jahren erlebte die Kohleindustrie eine Reduzierung der Arbeitsplätze von 600 000 auf 400 000. Gut, man könnte heute fragen, warum man jetzt den Abbau von rund 20 000 nicht mehr länger hinnehmen will, wenn man schon den damaligen schnellen Schrumpfungsprozeß akzeptierte. Aber damals befand sich die britische Wirtschaft in einem Boom, wir rekrutierten Arbeitskräfte in Westindien ... und sie mußten die minderen Jobs ausführen, die die Leute hier nicht mehr erledigen wollten. Damals konnte man die Industrie noch in Krisenregionen lenken, aber für uns in Kent lag die Arbeitslosigkeit schon damals zwischen 6 und 8 Prozent.

Als sie dann 1960 nach Betteshanger kamen und von uns die Entlassung von 200 der jüngeren Mitglieder verlangten, hat sich die Gewerkschaftsgruppe alle Argumente wohl überlegt und dann entschieden, daß es sich hier um einen legitimen Kampf handelt. Und so haben 300 Leute einen Sit-down-Streik angefangen, ein sehr gut geführter Streik insofern, als fliegende Streikposten in die anderen Kohlereviere ausschickten und dort Flugblätter und andere Literatur verteilten und mit den Kumpeln über die Zukunft der Kohleindustrie debattierten und darüber, daß die billige Konkurrenz des Erdöls gestoppt werden sollte.

Mit der Taktik der Bergarbeiter von Betteshanger 1960 betreten zum ersten Mal die fliegenden Streikposten die Bühne der industriellen Auseinandersetzungen in Großbritannien; ihr Einsatz war damals und auch während des nationalen Bergarbeiterstreiks 1972 so erfolgreich und wirksam, daß sich die konservative Thatcher-Regierung zu Beginn der 80er Jahre legislative Gegenschritte einfallen lassen mußte (Verbot des Secondary Picketing, das heißt des Streikpostenstehens vor einem anderen als dem eigenen Werk, der eigenen Zeche — ein Verbot, das die wohl vorbereitete Regierung auch 84/85 nicht durchsetzen konnte).

1981 wollte Thatcher einige unprofitable Zechen schließen, vor der spontanen Streikandrohung der Bergarbeiter schreckte sie damals noch zurück: Die Regierung war noch nicht vorbereitet. Viele Siege, keine Niederlagen; und nie auch nur einen Streikbrecher — das war der Stolz der Leute von Mill Hill. 1984 kam es anders.

Der Ölschock von 1973 hat uns hinterher recht gegeben. Unser Streik war einer der ersten Versuche der National Union of Mineworkers, die Niederknüppelei von oben nicht länger hinzunehmen.

Der Sit-down-Streik von Betteshanger war erfolgreich.

Wir erhielten das Recht, ein neues Flöz voranzutreiben, das Nr. 6-Flöz. Ich bin mir ziemlich sicher, daß der Coal Board davon überzeugt war, daß sich das Nr. 6-Flöz als wenig wirtschaftlich herausstellen würde. Aber Nr. 6 war besser als alle Flöze, die wir bis dahin bearbeitet hatten.

Der Coal Board stellte im Verlauf der folgenden sechs Monate alle entlassenen oder von der Entlassung bedrohten Bergarbeiter wieder ein — viele dieser Arbeiter gehörten 84/85 zu den Streikaktivisten. Denn 1960 hatte gezeigt, daß Widerstand gegen Rationalisierungsprogramme Erfolg haben kann. 1960 war auch deswegen erfolgreich, weil es damals die lange Reihe von Niederlagen im Kampf gegen Arbeitsplatzabbau noch nicht gab, die die britische Arbeiterbewegung sich noch nicht auf der Flucht befand und die damalige konservative Regierung noch Wert auf einen gesamtgesellschaftlichen Konsens legte.

In Mill Hill spielte 1960 vom März 1984 bis zum März 1985 und darüber hinaus eine große Rolle. Glorreiche Siehe vergißt man nicht so schnell wie Niederlagen.

1960 waren die Kumpel von Kent viel unterwegs; 1972, beim nationalen Lohnstreik, erst recht. Ihnen wurde vom Hauptquartier aufgetragen, ganz Südost-England und London mit fliegenden Streikposten abzudecken, die vor Elektrizitätswerken, Häfen und Stahlhütten Stellung bezogen. Sie organisierten provisorisch, nahmen Reibungsverluste hin, aber setzten sich durch: spätestens mit der Errichtung einer „Miners Navy“ auf der Themse, als drei kleine Boote mit Bergarbeiterbesatzung und dem Plakat „Kent NUM Official Picket Line“ die Crews der Schiffe mit Streikbrecherkohle zum Ankerwurf veranlaßten, wurden die Kumpel von Kent zur Legende in der britischen Gewerkschaftsszene. Als während des 72er Streiks Gerüchte über den Einsatz von Truppen kursierten, begannen die Bergarbeiter von Kent ernsthaft über eine

Miners-Luftwaffe zu diskutieren, über Flugzeuge, die hoch über den Großstädten Flugblätter abwerfen könnten. Diese Debatte wurde, wie der Plan, den gesamten Ärmelkanal zu sperren, durch den Sieg der Bergarbeiter über die konservative Heath-Regierung unterbrochen. Auch der Streik 1974, der zum Sturz von Edward Heath beitrug, war ein runder Erfolg, wie der kurzfristige Konflikt, den die britischen Bergarbeiter 1981/82 mit der militanten Thatcher-Regierung austrugen. 1981 wollte Thatcher einige unprofitable Zechen schließen (darunter Snowdon in Kent); vor der spontanen Streikandrohung der Bergarbeiter von Wales, Kent und Yorkshire schreckte sie damals noch zurück: Die Regierung war noch nicht vorbereitet. Viele Siege, keine Niederlagen; und nie auch nur einen Streikbrecher — das war der Stolz der Leute von Mill Hill. 1984 kam es anders.

Kurz nachdem die Bergarbeiter von Yorkshire Anfang März 1984 den Fehdehandschuh des neu eingesetzten Coal-Board-Chefs Ian McGregor aufgriffen und zur Verteidigung der schließungsbedrohten Zechen aufrufen, war die Stimmung in Kent, und besonders in Betteshanger/Mill Hill, ziemlich eindeutig. Auf einer Versammlung im Welfare Club beschloß die große Mehrheit der anwesenden Kumpel, ab Montag, dem 12. März, den Kollegen von Yorkshire zu folgen. Ein kurzer, harter Kampf würde es werden, dachten sie, so wie die Streiks früher, von 1942 bis 1982. Nach fünf Wochen war es mit der Ruhe vorbei, als Robert McGibbon, Ex-Automobilarbeiter „und CIA-Agent“ (wie mir jeder zweite in Mill Hill versicherte), die dünne Streikpostenkette durchschritt. Peter Fulbrook weiß es noch wie heute:

Die wirklichen Probleme begannen im Juni, als drei Leute zurückgingen. Zum ersten Mal überhaupt wurde die Zeche ... wie sagt man ... verdrückt, verschmutzt von streikbrechenden Bergarbeitern. Wir waren immer hundertprozentig stark in Betteshanger. Und es dauerte eine Weile, bis wir es tatsächlich realisierten — daß Männer sich gegen die Gewerkschaft stellten. Die Gewerkschaft ist nicht nur eine Gewerkschaft, sie ist eine Lebensart in dieser Gemeinschaft, a way of life. Ich selber konnte es einfach nicht fassen, daß sich Männer gegen die Gewerkschaft stellten. Und da begannen die Probleme: Wir mußten uns eingestehen, daß wir Streikbrecher in dieser Gemeinschaft hatten.

Mit Robert McGibbon („Wir haben später herausgefunden, daß der das gleiche schon mal im British Leyland-Werk in Cowley gemacht hat“, sagt Terry Harrison, „daß wir das nicht vorher wußten, verzeihe ich mir nie“), mit diesem McGibbon also, der gute Kontakte zur Tory-Spitze pflegt und dessen Frau auf dem Parteitag der Konservativen als „tapfere Bergarbeiterfrau“ beklatscht wurde, kamen „Verrückte“ (so Stan Smart über seinen Bruder, der frühzeitig „hinter McGibbon herlief“), Außenseiter und erst ganz zum Schluß ein paar Verzweifelte.

Es waren nie mehr als 5 Prozent, aber diese 5 Prozent waren etwas, was wir uns in dieser Community nie hätten vorstellen können. (Peter Fulbrook)

Die Streikbrecher, die Scabs (scab = Ausatz, Krätze), stellten die Streikorganisator in Magness House vor große Probleme: Sie mußten mit ihren fliegenden Streikposten ein riesiges Gebiet abdecken, das von Southampton bis nördlich von London reichte, sie mußten mit den Polizeischikanen im Dartford-Tunnel fertig werden, wo in strikten Kontrollen die Kumpel von Kent ausgesiebt wurden, sie mußten Geld und Nahrungsmittel für die mittellosen Bergarbeiterfamilien aufreiben — und jetzt auch noch Streikposten vor der eigenen Zeche stehen. Mitte Juni hatten sie genug von den Schwierigkeiten im eigenen Garten. Weil der Coal Board in seiner Zermürbungstaktik immer häufiger von geologischen Problemen und einem „schlimmen Zustand“ der Zeche sprach, beschloß das Gewerkschaftskomitee von Betteshanger, selber nachzusehen. In einer militärisch vorbereiteten Aktion (entworfen von dem Ex-Marinesoldaten Terry Harrison) okkupierten 30 Bergarbeiter am Sonntagnachmittag (17. Juni) um 15 Uhr die Zeche. Eine Aktion wie 1960, nur komplizierter. Damals, sagt Harrison,

wurde in der Zeche normal gearbeitet, und jeder kam an wie sonst auch. Im Juni '84 hatten wir jedoch keine Leute auf dem Gelände, und es war buchstäblich ein Armee-Manöver, wir mußten die Zeche schnell übernehmen und in Windeseile Leute in die Grube bringen ... eine Taktik, auf die wir gekommen sind, als wir Orgreave und die unvorstellbare Polizeibrutalität auf dem Bildschirm sahen. Und da dachten wir, daß es vielleicht besser ist, drinnen zu hocken und nach draußen zu schauen, von dort aus der Polizei und den Behörden zuzugucken, als von draußen nach innen zu schauen, rumzuschreien und obszöne Laute von uns zu geben.

Die Besetzung war ein voller Erfolg: Als nach 68 Stunden unter Tage die acht Grubenbesetzer nach oben fuhren, hatte Terry Harrison nicht nur ein schriftliches Zugeständnis des Managers in der Tasche, demzufolge die Zeche in gutem Zustand ist, sondern auch eine Erklärung von McGibbon und Smart, daß sie „nicht in die Zeche von Betteshanger zurückkehren werden, solange der Streik dauert“. Das Problem schien gelöst, bis McGibbon Anfang September in einer „Back-to-Work“-Bewegung in Wales gesehen wurde und kurze Zeit später wieder in Betteshanger aktiv wurde.

Heute wissen die Leute von Mill Hill, warum die Scabs ihr Wort nicht hielten: Sie waren keine Männer, kamen nicht von Mill Hill und entstammten keiner Bergarbeitertradition. Peter Fulbrook:

90 Prozent von denen, die den Streik brachen, hätte ich vorher benennen können. Eigentlich habe ich darauf gewartet, daß ganz bestimmte Jungs zurückgehen — aber nein, sie blieben draußen. Jetzt, da du es sagst, fällt es mir auf:

Da Capo — intensiver — und kein Ende

»Das war schlimmer als 1981«, sagt ein Polizei-Offizier, als ihm am Dienstag, dem 10. September '85, die weißen und schwarzen Ladenbesitzer in Birminghams Inner-City-Ghetto Handsworth schilderten, wie Aufständische Autos in die Schaufenster gefahren hätten. Am Abend zuvor standen ganze Straßenzüge um die Lozells Road in Flammen, Geschäfte wurden geplündert, die Feuerwehr bei ihrer Arbeit gestört. Die Polizei, in voller Kampfmontur und seit 1981 auch gut vorbereitet, blieb abseits und wartete auf das »cooling-off«. In den Tagen zuvor hatte die Polizei mehrere Razzien durchgeführt und so für erhebliche Unruhe gesorgt. Ein Rasta in Birmingham: »Wenn du schwarz bist, glauben die, du seist ein Junkie — mehr fällt der Polizei nicht ein.« Als sie am Montagabend einem Schwarzen einen Strafzettel wegen falschen Parkens aushändigten, ging's los.

Die Geschichte von Birmingham liest sich wie ein Reprint der Ereignisse von 1981. Damals hatten schwarze und weiße Jugendliche der Polizei Straßenschlachten geliefert, Geschäfte geplündert, Häuser in Brand gesteckt und Autos angezündet. Und wie damals kam es in der nächsten Nacht zu Auseinandersetzungen in anderen englischen Städten: während 1981 Liverpool und London im Zentrum standen und Birmingham nachzog, war es diesmal umgekehrt. Nichts Neues also?

Wie 1981 stand Polizei-Schikane am Beginn des Konflikts; wie 1981 kam es blitzschnell zu Unruhen in einem Viertel mit extrem hoher Arbeitslosigkeit und »no future« für fast alle Jugendlichen; und wie 1981 weigert sich Thatcher auch jetzt, einen Zusammenhang zwischen den katastrophalen sozialen Zuständen in den Ghettos der Inner Cities und den Plünderungen gelten zu lassen.

Neu ist vielleicht die Härte der Auseinandersetzung, die Intensität der Aggression (es gab zwei Todesopfer) und die spontane Bereitschaft der Ghettabewohner, ihr Viertel von oben nach unten zu kehren. Neu war sicherlich der von seinen Publicity-Beratern getriebene frischgebackene Innenminister Douglas Hurd auf der Suche nach einem Gesprächspartner: Sekunden, nachdem weiße Bewohner des Handsworth-Viertels ein Gespräch mit ihm ablehnten, flogen Steine in seine Richtung; Polizeitrupps mußten ihn vor mehreren hundert Jugendlichen retten.

Der alltägliche Rassismus, Razzien der Polizei, hohe Arbeitslosenquoten (In Toxteth liegt die Jugendarbeitslosigkeit bei 96 Pro-

zent, in Handsworth nicht weit darunter) und eine konservative Regierung mit Leuten an der Spitze, denen eine »kriminelle Energie« nachgesagt wird — das sind sicherlich Faktoren, die eine Bedeutung für die letzten Aufstände im United Kingdom hatten: Bristol 1980, Brixton April 1981, Toxteth Juli 1981, Orgreave Sommer 1984, Birmingham 1985.

Im Land der ersten industriellen Revolution, das seit zehn Jahren den ersten gewaltsamen Desindustrialisierungsprozeß durchmacht, wird nicht nur die industrielle Struktur nachhaltig verändert, auch die gesellschaftlichen Normen geraten ins Wanken. Die politischen Entscheidungen Thatchers tragen dazu genauso bei wie die Landflucht des britischen Kapitals. Thatcher war angetreten, um den vor ihr herrschenden gesellschaftlichen Konsens [zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Industrie- und Finanzkapital, zwischen Labour und Konservativen] zu brechen und den Boden für ihre neue, monetaristische Ordnung zu bereiten. Sie kämpft erbittert gegen alle oppositionellen Gruppen, egal, ob es sich dabei um Gewerkschaften handelt, um »spinnerte Intellektuelle« oder um lokale Labour-Bastione. Vor mehreren Wochen beispielsweise flatterten den Labour-Räten von Liverpool und Lambeth Strafbefehle über mehrere 10 000 Pfund ins Haus: die eigentlich selbständigen Kommunalparlamente hatten das von der Zentralregierung gesetzte Limit für den Stadthaushalt überschritten, weil sie keine kommunalen Arbeitsplätze abbauen wollten. Von den ursprünglich über vierzig Labour-Kommunen, die Widerstand gegen die zentralstaatliche Finanzkontrolle angekündigt hatten, waren sinnigerweise nur Lambeth (Brixton) und Liverpool (Toxteth) übriggeblieben. Wenn sich Thatcher durchsetzt, werden die Räte dieser beiden Städte ihres Amtes enthoben, Liverpool steht ohnehin kurz vor dem Bankrott.

Mit der dauerhaften Aufhebung des Lohnprinzips in den Inner Cities fällt für die Arbeitslosen dort auch ihre notwendige ideologische Vorleistung weg: »a fair day's work for a fair day's wage« gilt nicht mehr, herkömmliche gesellschaftliche Werte machen für sie keinen Sinn. Bei 96 Prozent Arbeitslosigkeit gibt es keinen Anpassungsdruck.

Bisher waren es vor allem gesellschaftliche Randgruppen, Westindier, Pakistanis, Afrikaner, die sich gegen die Leere des Alltags auf ihre Art wehrten: durch Kiffen, Saufen, Zoff. Aber was bisher Friedensfrauen, nordirische Republikaner und Schwarze erlebten, hat letztes Jahr auch Teile der Arbeiterklasse erreicht: An den Streikposten der Bergarbeiter spielten sich ähnliche Szenen ab, letzten Sommer schrieben selbst liberale Zeitungen von »den schlimmsten Unruhen seit 1981«.

Man wird sich an Auseinandersetzungen dieser Art im konservativen Großbritannien gewöhnen müssen. Die Aufstände in der deindustrialisierten Gesellschaft gleichen den Unruhen vor der Industrialisierung, vor der Disziplinierung. Das gilt auch für die Organisationen, die in den letzten Jahren die Konflikte kanalsierten: Die Gewerkschaften beispielsweise hatten früher nichts zu sagen — und heute nicht mehr viel.

Pit Wuhrer

Die große Mehrheit kommt nicht von Bergarbeiterfamilien. Sie kamen vor sechs, vielleicht sieben Jahren in die Zeche, fuhren so ab den späten 70er Jahren ein und waren ohne die Bergarbeitertradition potentielle Streikbrecher. So war es ja auch im ganzen Land. Die meisten Männer in Nottinghamshire sind ehemalige Automobilarbeiter, ehemalige Fabrikarbeiter, die keinen Respekt für ihre Gewerkschaft aufbringen, keinen Respekt für die Community, in der sie leben. Das interessiert die gar nicht.

Für diese Typen, sagen die Leute in Mill Hill, zählt nur Geld. Geld spielte für die Kohlebehörde keine Rolle, allein fürs Einstampeln bekamen Scabs das Doppelte dessen, was ein Bergarbeiter mit seiner Arbeit verdient. „Greedy“, gierig, grabschüchtig waren sie. Mit solchen Leuten wollte die Community nichts zu tun haben: Alle, bis auf zwei (die erst kurz vor Ende des Streiks den Ausstand abbrachen und sich vor einer Versammlung der Streikposten entschuldigten), wurden aus der Gewerkschaft ausgeschlossen. In dieser Hinsicht ist das Dorf hart und erbarmungslos.

Noch heute sträuben sich meine Nackenhaare, wenn ich einen Scab sehe. Ich muß mich unter Kontrolle halten, weil mir das Gesetz und der High Court vorschreiben, keinen von den Working Miners zu verhaften. Aber vielleicht breche ich eines Tages zusammen und tu's doch. (Peter Fulbrook)

Ich würde einen Streikbrecher nicht mal anpissen, wenn der in Flammen stünde. (Bill Irons)

Ein Scab ist ein Verräter, er ist ein Verräter gegenüber der Gewerkschaftsbewegung, und solche Leute sollten nie vergessen werden. (Peter Holden)

Keiner von denen hätte die Nerven, den Club zu besuchen. Und selbst wenn einer käme, ich würde ihn nicht bedienen, ich würde vorher nach Hause gehen. Nach den Spielregeln müßte ich ihm zwar was ausschenken, aber ich würde vorher den Laden dichtmachen und meinen Job ver-

Heute wissen die Leute von Mill Hill, warum die Scabs ihr Wort nicht halten: Sie waren keine Männer, kamen nicht von Mill Hill und entstammten keiner Bergarbeitertradition. »Ich würde einen Streikbrecher nicht mal anpissen, wenn der in Flammen stünde.«

lieren. Die sind ihr Leben lang Scabs, und ihre Kinder werden darunter leiden. (Peter Fulbrook)

Vorerst litt Fulbrooks 14jähriger Sohn unter der Konfrontation. Wochenlang mußte er sich die Beschimpfungen eines Scab-Kindes anhören, bis er zulange. Er wurde für die restlichen neun Monate von der Schule ausgeschlossen, dem Sohn des Scabs geschah nichts im konservativ regierten Deal.

Sehr viele Streikbrecher sind nicht übrig geblieben in Mill Hill: die meisten haben nach Streikende die Abfindung akzeptiert oder wurden nach Nottinghamshire transferiert; Robert McGibbon soll inzwischen in Staatsdiensten untergekommen sein. Sie konnten es auch nicht mehr aushalten in Mill Hill: ihre Häuser wurden angemalt, besprüht, und die Fenster eingeschlagen. Ein halbes Jahr nach Streikende saß noch einer von vielleicht zehn zitternd in seinem Haus. „Morgen“, erzählte eine Frau,

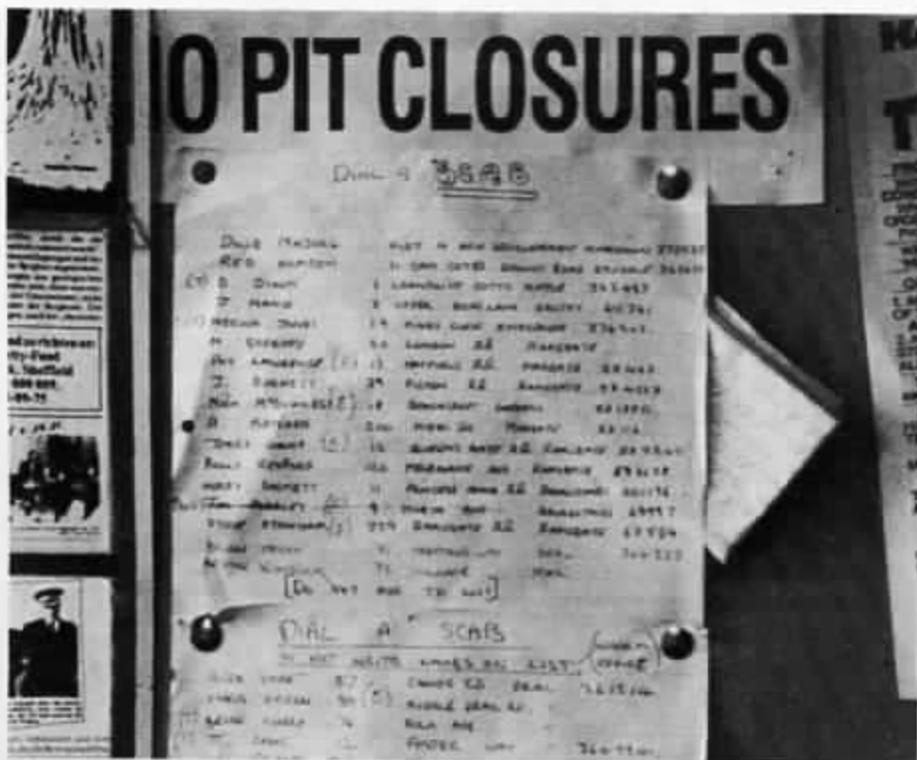
»Dial a SCAB« — »Ruf' mal wieder an«; ein halbes Jahr nach Streikende hängt die Liste noch im Welfare Club. Foto: P. Wührer

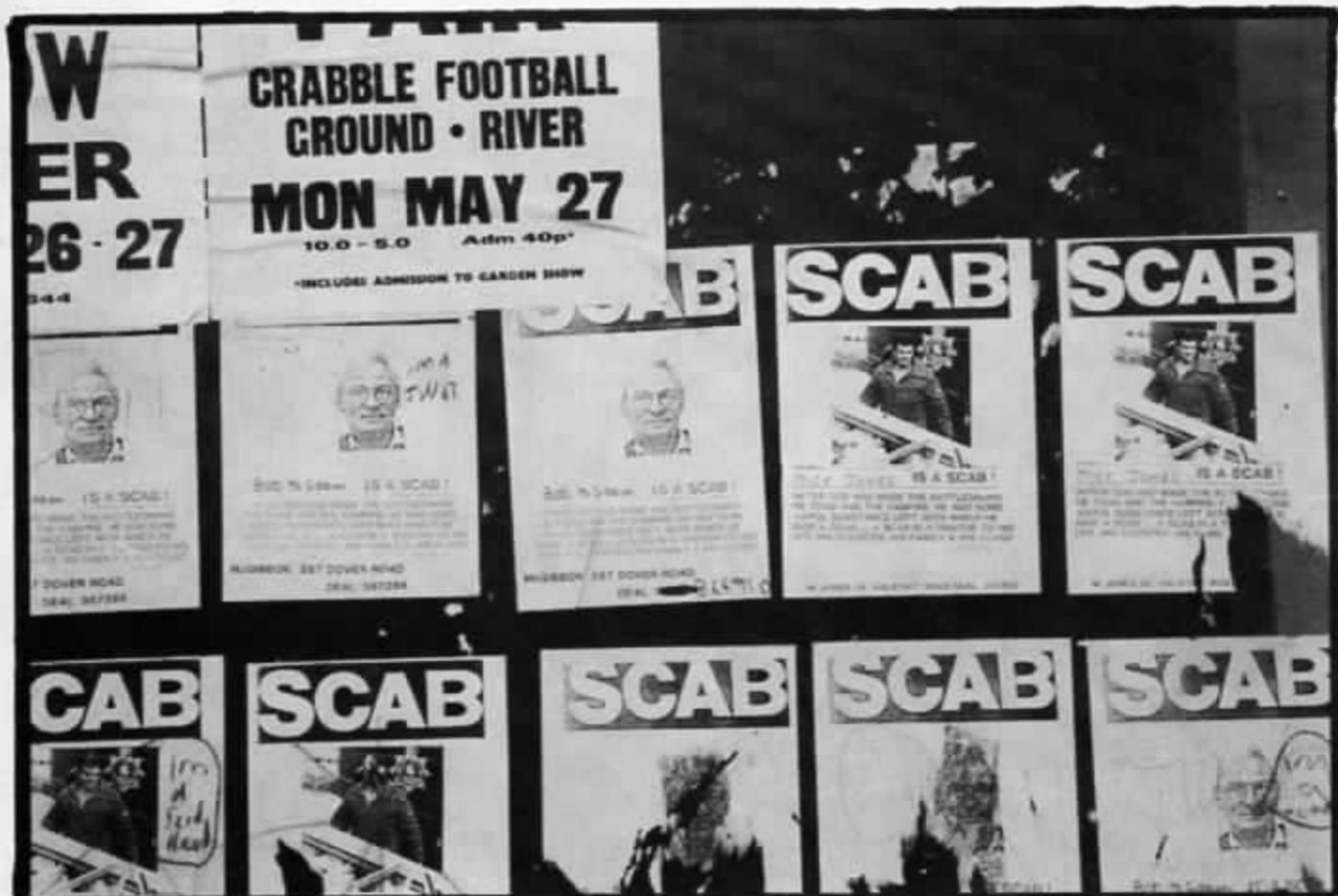
„zieht er um in die Midlands. Dreimal haben sie ihm die Fensterscheiben eingeschmissen und ihm erst heute nachmittag gedroht, daß sie ihn noch erwischen. Der macht die ganze Nacht kein Auge zu.“

Die Scabs sind für immer ausgeschlossen. „Als Gott die Klapperschlange, die Kröte und den Vampir geschaffen hatte“, lautet ein Text von Jack London, den inzwischen alle in Großbritannien kennen, „schuf er mit der übriggebliebenen ekelerregenden Masse den Streikbrecher.“ In Mill Hill hängen die Plakate noch, mit dem Foto des Scabs, mit Jack Londons Text, mit der genauen Anschrift und mit der Telefonnummer des Streikbrechers. Im Welfare Club waren während des Streiks die Fotos der Scabs an eine große Wand gepinnt. Damit man sie nicht vergißt.

Einen Tag, nachdem mir Andy Hayward die Geschichte mit den Fotos erzählt hatte, sitze ich mit Terry Harrison, Raymond Lawton und Jimmy Brannan beim Bier, als Dave, ein pensionierter Bergarbeiter, auf uns zukommt. Er habe da ein altes Foto gefunden, er ist ganz stolz auf seine Entdeckung. „Du kannst das Foto haben, Terry, fürs Gewerkschaftsarchiv.“ Die Betteshanger Fußballmannschaft von vor dreißig Jahren ist drauf. Er zeigt es rum, „Ja, das ist doch Jimmy, und sieh' mal, wie dünn der dicke Bill damals war“; „Kannst du dich an den noch erinnern, ein prima Kicker, wohnte gleich in der nächsten Straße? ... Und hier Terry, Terry Birkett, nett sah er da noch aus ...“ Sie schwelgen in Erinnerungen, bis plötzlich einer einen entdeckt: „Da ist ja ein Scab dabei!“ Es ist einer von denen, die nach elf Monaten Streik aufgaben und das Vertrauen in die Gewerkschaft verloren. In Sekundenschnelle verliert das Foto an Wert. Nachdem sich jeder nochmal den Scab ansah, so als hätte man ihm das schon damals ansehen müssen, steckt Dave das Foto wieder ein. Ins Gewerkschaftsarchiv kommt so ein Bild nie; wer will sich schon mit einem Scab auf dem gleichen Foto wissen, auch wenn es 30 Jahre zuvor aufgenommen wurde? Die Spielregeln sind hart.

Und damit der Umwelt angemessen: Kurze Zeit nach der Zechenbesetzung hat die Nationale Kohlebehörde allen Beteiligten gekündigt, „definitiv“, wie es in den Klageschriften Ende März '85 hieß. Die Gewerkschaftsführung der Zeche Betteshanger sitzt auf der Straße, darf nie wieder NCB-Gelände betreten und ist für immer ausgeschlossen. Während die Kündigungen aus streikbedingten Gründen in anderen Landesteilen zurückgenommen wurden — von den ursprünglich 700 Entlassenen sind ein halbes Jahr nach dem Streik vielleicht noch ein Viertel draußen — zeigen sich die Manager von Kent hart. Auch in der Opferstatistik von 84/85 liegt Betteshanger vorn. „Die bleiben hart, weil sie auf das Kohlerevier Kent verzichten wollen“, mutmaßt Terry Harrison. Einen ersten Schritt in diese Richtung hat die Kohlebehörde bereits





unternommen: Tilmanstone soll innerhalb der nächsten acht Monate geschlossen werden.

Die 30 entlassenen Kumpel von Betteshanger, die nach ihrer Aktion im Juni noch vom damaligen Zechenmanager und der Polizei gelobt worden waren, haben ihren Platz auf der schwarzen Liste der Kohlebehörde gefunden. Das heißt, kein Job für sie als Bergarbeiter, nirgendwo im Land — „es sei denn, wir bekommen wieder eine sozialistische Regierung nach der nächsten Wahl!“ Die „sozialistische Partei“, auf die sie ihre Hoffnungen setzen, sträubt sich derzeit jedoch mit Händen und Füßen, einen Beschluß der TUC-Konferenz vom 3. September 1985 zu akzeptieren. Eine knappe Mehrheit der Delegierten hatte an diesem Tag einem Antrag der NUM zugestimmt, die von der nächsten Labour-Regierung eine Generalamnestie aller inhaftierten und entlassenen Bergarbeiter verlangt.

Die NUM — derzeit selber in großen Geldschwierigkeiten, weil ein von der konservativen Regierung eingesetzter Zwangsverwalter die finanzielle Verwaltung übernommen hat — zahlt den entlassenen Kumpeln 35 Pfund die Woche — von der Sozialhilfe in Höhe von 28 Pfund könnten sie nicht überleben. Aber auch das ist nicht genug. Für die 30 Kumpel, und nicht nur für sie, steht der Überlebenskampf an oberster Stelle.

Nach 12 Monaten Kampf (sagt Terry Harrison) sind die persönlichen Probleme übriggeblieben.

Das Schaufenster eines leeren Ladens, im August '85. »Als Gott nach der Erschaffung der Klapperschlange, der Kröte und des Vampirs noch eine ekelerregende Masse übrig hatte ...« Foto: P. Wuhrer

Wir hatten wirklich die Loyalität unserer Mitglieder bis zum äußersten strapaziert ... die Leute müssen mit ihren persönlichen Problemen fertig werden, mit ihren Bankschulden, mit den Hypotheken, egal was es ist. Viele von ihnen versuchen, ihre Schwierigkeiten auf ein handhabbares Maß zu reduzieren, und haben dabei zum Teil die politischen und industriellen Dimensionen des Streiks in den Hintergrund gedrängt. Im Moment (August '85, *PW*) wurden sie jetzt wieder für drei Wochen ausgesperrt, die Zeche ist in Ferien, und sie haben nur für 2 1/2 Tage Urlaubsgeld erhalten. Sozialhilfe bekommen sie nicht. Und es gibt weitere Probleme: das Kind einer Frau ist in einer Spezialklinik in London, und sie hat kein Geld, um es zu besuchen. Oder die Schwester eines Mitglieds, sie liegt in Gibraltar im Koma, und er kann die Reisekosten nicht aufbringen.

Und so sammeln die Bergarbeiter weiter. Ein Drittel der Entlassenen befindet sich ständig in London, um mit anderen Gewerkschaftern, mit den Organisationen der Schwarzen, mit der Friedensbewegung, mit Labour Party-Gruppierungen, selbst mit der IRA Versammlungen zu organisieren, Material für Flohmärkte zusammenzukriegen, Solidaritätskonzerte zu veranstalten. Sie brauchen das Geld, und sie wollen den Streik der Bergarbeiter nicht in Vergessen-

heit geraten lassen. Auch für den Kassierer der Gewerkschaftsgruppe, Jimmy Trice, der mit seinem Kumpel Andy Hayward inzwischen mehr einem fliegenden Händler als einem Bergarbeiter gleicht (mit all seinen NUM-Anstecknadeln, NUM-Tassen, NUM-T-Shirts, NUM-Handtüchern usw. im Koffer), hat das eine vor allem politische Komponente. „Wir brauchen Geld, um unsere politische Arbeit, unsere Beweglichkeit aufrechtzuerhalten.“ Im zwei Autostunden entfernten London sind die Bergarbeiter von Betteshanger nicht mehr so präsent wie 84/85, aber sie sind noch dort. „Wir brauchen allein tausend Pfund pro Woche, um die politische Arbeit am Laufen zu halten“, schätzt Jimmy Trice, den die Geldbeschaffung inzwischen voll auslastet. Ihr Geld bekommt die Community von Betteshanger aus den verschiedensten Quellen; Veranstaltungskollekten und Straßensammlungen in London bringen was, die immer wieder von Londoner Künstlern initiierten Kulturabende „for the miners“ ebenfalls, alle zwei/drei Wochen kommt eine Delegation der Fleet Street-Zeitungsdrucker vorbei mit einem Scheck, eine Jugendgruppe der Bremer Falken lieferte im Sommer 10000 Mark ab, und im DGB-Kreis Konstanz hat sich eine Patengruppe gebildet, die regelmäßig Geld schickt.

Der zweite Teil dieses Berichtes und ein Interview mit Peter Heathfield, NUM-Generalsekretär, folgt in der nächsten Ausgabe.



Egal, aus welcher Himmelsrichtung man auf die Zeche blickt, immer ist Landschaft im Vordergrund. Ganz rechts: die Häuser von Betteshanger-Village. — Foto: P. Wuhrer

Solange die alte Wut da ist, resignieren sie nicht

Eine Bergarbeitersiedlung im »Garten von England«, sechs Monate danach (II)

PIT WUHRER

Jimmy Trice, Finanzkünstler wider Willen (er ist einer der Entlassenen), und Terry Harrison, Sozialarbeiter, Beichtvater, Organisator und Gewerkschaftsvorsitzender von Betteshanger, haben auch nach dem Streik alle Hände voll zu tun. Andere entlassene Streikaktivisten sind dagegen wirklich arbeitslos. Terry Birkett, zum Beispiel, sitzt tagein, tagaus in der Gewerkschaftszentrale an der Hauptstraße von Mill Hill, die heute noch mit Flugblättern, Plakaten, Wandzeitungen vollgestopft ist. Auf den Tischen im oberen Versammlungsraum die letzten Ausgaben der *Financial Times*, des *Guardian* und jeweils druckfrisch zehn Exemplare der linken Tageszeitungen *News Line* und *Morning Star*. Von dort wandern die Druckerzeugnisse nach Tagen in die Gerümpelkammer gegenüber dem Organisationszimmer mit dem Telefon. Hier sitzt Terry Birkett, der während

des Streiks Tag und Nacht den Einsatz der fliegenden Streikposten koordinierte, Trupps von A nach B schickte, wenn es die Verhältnisse erforderten, Übernachtungsmöglichkeiten organisierte und Warnmeldungen über Gegenbewegungen der Polizei entgegennahm. Er sitzt beim Telefon, das er so oft bediente, aber es läutet nicht mehr, jedenfalls nicht mehr so oft. Ab und zu ein Anruf aus London („Wir bräuchten einen, der auf unserem Treffen redet“), aber nur ab und zu. Trotzdem ist Terry hier, jeden Tag, wie auch Les Sweeting oder Ray Lawton. Es könnte ja jeden Moment wieder losgehen — außerdem, was sollen sie sonst tun, in Mill Hill, in Deal, in Kent?

Zur Zeit sind vier Kollegen aus Yorkshire zu Besuch in Mill Hill, mit ihren dunkelblauen T-Shirts. „Orgreave Veterans“ steht vorne drauf, die Zahl „1984–1985“ und vier Pferdehufe sind hinten abgebildet. Die wollen hier durchatmen, sagt Terry, neue Kraft schöpfen. Denn, so hätten sie ihm erzählt, im November ginge es wieder los, in

Yorkshire würde man darüber reden — und diesmal zum richtigen Zeitpunkt und ohne eine gezielte Provokation der Regierung. November und die harten Jungs aus dem Norden („Der sieht doch aus wie eine ganze Panzerdivision“, sagt er zu mir) sind seine Hoffnung.

Ich weiß, was die Entlassenen empfinden, ich bin ja selber einer von denen, obwohl ich jetzt einen Job habe ...

sagt Peter Fulbrook, den sie kurz vor Streikende zum Manager des Welfare Clubs gewählt haben,

aber ich weiß, wie es einem geht ohne Job. Die entlassenen Jungs können nirgendwo hingehen, sie werden zwar von der Gewerkschaft unterstützt, aber ihnen fehlt der Stolz auf die eigene Arbeit. Sie wissen, daß sie ausgehalten werden, und das schmerzt.

Und so träumen sie, hoffen auf ein Rückspiel, auf eine Revanche, auf einen Anlaß, wieder in die alte Rolle zu schlüpfen. Sieben Bergarbeitern von Betteshanger nützt nicht mal diese Hoffnung was, sie können nur warten.

Betteshanger ist die militanteste Zeche des Landes“, sagen die Leute von Mill Hill immer wieder und sind stolz darauf. Auch die letzte Kriminalstatistik könnte einen das glauben machen: sieben der 42 „politischen Gefangenen“ Großbritanniens kommen aus dem kleinsten Kohlenrevier des Landes (Kent), und alle aus Betteshanger.

Die höchste Strafe erhielt — wenn man von den zwei jungen Bergarbeitern aus Südwales absieht, die einen Stein von einer Brücke kippten, als ein Scab-Taxi unten durchfuhr, und die dadurch einen Streikbrecher töteten; sie erhielten „lebenslanglich wegen Mord“ — die nächsthöchste Gefängnis-Strafe „aus exemplarischen Gründen“ (so der liberale *Guardian*) erhielt Terry French, der im April 1984 den Marsch der Kent Miner nach Nottingham anführte.

Er habe, sagte die Anklage, einen Polizisten auf böswürdige Weise schwer verletzt; Zeugen hingegen behaupteten, daß sich die beiden durch einen zwei Meter hohen Zaun gegenseitig angemacht hätten, der Polizist dann die Fassung verloren und seinen Polizeihund zurückgelassen hätte und über den Zaun geklettert wäre, dann hätten sich die

»Ich schau nicht mehr in die Zukunft, ich weiß nicht, was noch passiert, ich weiß nicht, was uns hinter der nächsten Ecke erwartet. Wir werden einfach weiterkämpfen müssen . . .«
Tracey Best

zwei verprügelt. Andere Zeugen wiederum hatten French und Chris Tazey nicht wiedererkannt, die zwei seien es sicherlich nicht gewesen. Im ersten Hauptverfahren konnte sich die Jury nicht einigen, erst in einem eilig einberufenen zweiten Verfahren kam es nach massiven Interventionen des Richters zu Schuldsprüchen gegen French (fünf Jahre) und Tazey (drei Jahre).

Um ein Exempel zu statuieren, setzte sich die Justiz auch gegen fünf andere Bergarbeiter aus Betteshanger in Marsch, die vergeblich versucht hatten, den Fuhrpark eines Transportunternehmens in Brand zu stecken, das Streikkohle beförderte.

Tracey Best und Jill Davies, zwei junge Frauen im Alter von 20 und 32 Jahren, die wie viele Bergarbeiterfrauen in Mill Hill vom Leben nicht mehr erwarten, als „ein Dach über dem Kopf, einen Mann mit einem Job und ein zufriedenes Familienleben“, wurden durch die Festnahme ihrer Ehegatten aus ihrer Lebensperspektive gerissen. Die Verhaftung selber

war kein Schock für uns, viele Leute wurden damals verhaftet. Die Verhaftung selber besagte nichts, denn wir hörten jeden Tag, daß ein Bergarbeiter wegen diesem oder jenem Vergehen wurde, oft wegen minimaler Vergehen. Schockiert waren wir erst, als wir hörten, wie ernst es die Anklagebehörde meinte . . . Schließlich haben sie nur um ihre Jobs gekämpft. Er erzählte mir manchmal, wie es auf Streikposten vor sich ging, welchen Druck die Polizei machte, das hat man ja immer auch in der Glotze gesehen, und was die Regierung in Gang setzte. Ich kann verstehen, daß sie das taten, was sie taten. Aber sie sind keine Kriminellen.

Frau Best und Frau Davies hatten sich während des Streiks kaum engagiert („ich kann keine Reden halten“) und nur versucht, ihren Männern den Rücken freizuhalten durch die Erfüllung ihrer hausfraulichen Pflichten und die Übernahme von Teil- und Ganzzzeit-Jobs.

Die fünf Jungs, die sie gegen Ende des Streiks in den Kerker warfen, das waren halt Aktivisten, aber keine Kriminellen. Wenn du die fünf sehen könntest, die sie wegen versuchter Brandstiftung nach unten sandten . . . was immer die taten, ich weiß es nicht, ich hab' nur die Gerüchte gehört, aber nicht mal das haben sie hingekriegt. Wenn es Professionelle gewesen wären, einen LKW anzünden . . . aber sie haben nicht mal das hingekriegt und wurden trotzdem bestraft. (Peter Fulbrook)

Die Verurteilung hat das Leben von Tracey Best und Jill Davies gründlich verändert,

ihr konservativ-proletarischer Lebensstil und ihre Erfahrungen passen nicht mehr zusammen.

Bevor ich das Gerichtsverfahren erlebte, hatte ich Vertrauen in die britische Justiz und in die Gesellschaft, in der ich lebte. Ich glaubte, daß es sich dabei um eine mehr oder weniger faire Gesellschaft handelt. Wenige Wochen vor der Verhandlung sagte ich noch zu Em: nein, du kommst nicht ins Gefängnis, die werfen dich nicht in den Kerker, es ist schließlich dein erstes Vergehen, und du bist ja kein Krimineller. Und als wir aus der Verhandlung kamen, alle hatten drei Jahre Knast erhalten, habe ich diese Gesellschaft ganz anders gesehen. (Jill Davies)

Keine von uns war politisch motiviert, aber jetzt hat sich alles schrecklich verändert. Wir haben uns verändert, die Hälfte der Sachen, die ich mache, seit mein Mann im Gefängnis sitzt, hätte ich mir nie träumen lassen, ich hätte darüber gelacht. Und jetzt schreib' ich ans Unterhaus . . . (Tracey Best)

Das ursprüngliche Urteil gegen Mark Best, Emlyn Davies, Brian Day, Gerry Newell, James Waddell wegen eines Anschlags, der nicht gelang, wurde in zweiter Instanz auf zwei Jahre reduziert. Vielleicht sind sie nächste Weihnachten wieder daheim, hoffen die Frauen, aber das geschieht nur, wenn der Gnadenerlaß bzw. die Bewährungsvorschriften großzügig ausgelegt werden. Doch wer ist schon großzügig gegenüber den Verlierern?

Wenn unsere Ehemänner zurückkommen, gibt's neue Probleme. Wenn sie ihren Job nicht wieder erhalten, müssen sie irgendwo anders nach Arbeit suchen. Und dann müssen sie sich nach dem Gefängnisaufenthalt erst wieder an die Gemeinschaft, die Community, gewöhnen. Und sie haben ihr Leben lang ihr Strafregister weg, das heißt, sie bekommen Schwierigkeiten bei der Job-Suche. Wenn die wiederkommen, ist das nicht das Ende unserer Schwierigkeiten. (Jill Davies)

Ich schau nicht mehr in die Zukunft, ich weiß nicht, was noch passiert, ich weiß nicht, was uns hinter der nächsten Ecke erwartet. Wir werden einfach weiterkämpfen müssen . . . (Tracey Best)

Man mag Peter Holden zu den Verlierern zählen, einen, der in Betteshanger Village wohnt und in Mill Hill lebt. Er ist einer der geschäftigen Bergarbeiter, einer, der das Geschehen während des Streiks hautnah miterlebt hat, und ein unermüdlicher Kämpfer für die Sache der Gewerkschaft, dem sein kleiner Hintergarten, seine sorgsam gepflegten Blumen und seine zwei Dutzend Vögel im zusammengezimmerten Schuppen näher sind als große Reden. Einer halt, der in den Krieg zog, um seinen Frieden zu bewahren.

Wir hatten hier einen Dorf-Polizisten, aber sie haben ihn abgezogen, weil wir einen Klassenkampf erlebt haben. Damit keine Mißverständnisse aufkommen, es war wirklich ein Krieg, ein Klassenkrieg.

Peter Holden, 41, ist einer der wenigen, die direkt an der Zeche wohnen. Egal, aus welcher Himmelsrichtung man auf die Fördertürme von Betteshanger blickt: es liegt im-

Studien zu Zentralamerika

Istmo

Themen der ISTMO sind:

- politische und soziale Entwicklungen in Zentralamerika
- die Region in der weltpolitischen Auseinandersetzung
- bundesdeutsche Politik gegenüber Zentralamerika
- Diskussionsbeiträge zentralamerikanischer Autoren über internationale Politik

Über die Tagespolitik hinaus versteht sich die Zeitschrift als wissenschaftliche Ergänzung der Solidaritätsbewegung, deren Bestandteile sie sein will.

Heft 10 (Sept. 1985)

Carlos M. Vilas: Nicaragua im Jahr 1985: Veränderungen und Spannungen in der Wirtschaft

Gaby Gottwald: Bundesdeutsche El-Salvador-Politik: Entwicklungshilfe und Stiftungen

Die Hefte sind erhältlich über den Buchhandel (ISSN 0724 - 0716) oder direkt beim Herausgeber. Einzelheft 4,- DM, Doppelheft 8,- DM

Sozialwissenschaftliche Studiengesellschaft Zentralamerika e.V.
Coerdstraße 42
D - 4400 Münster





Graffiti am Hafen. Mick Jones war der Steiger, der die abgemachte Solidaritätszahlung von 10 Pfund pro Woche verweigerte. Seine Gewerkschaft NACOCS schloß ihn aus. Foto: P. Wuhrer

mer Landwirtschaft im Vordergrund, Wiese, ein Maisfeld, kauende Kühe. Und daneben, ein paar Kilometer von Mill Hill entfernt, etwa 80 Häuser. Mill Hill im Kleinen, ohne Läden, ohne Struktur, einfach eine Ring Road mit Häusern dran. Das Haus von Peter Holden liegt direkt am Zechengelände, das er als entlassener Bergarbeiter nicht mehr betreten darf.

Peter Holden hat die Kampfaktionen vor der Zeche fotografisch festgehalten, sein sauber dokumentierender Fotoband hat jedoch die gleichen Macken wie das Fußball-Foto von Dave. „Oh, das muß ich rausnehmen“, oder jenes. Ein Streikposten, der zum Streikbrecher wurde oder kurz nach Streikende die Abfindung akzeptierte. Dabei will er nur seine Ruhe.

Wir haben die Gewerkschaftsbewegung, damit nicht ständig jemand auf uns rumtrampelt, damit wir unsere Rechte sichern können, und das ist im Grunde genommen deshalb wichtig, weil wir nur so zu unserer Freizeit kommen, ein bißchen Sicherheit haben und einen Arbeitsplatz dazu, daß wir also unter sicheren und vernünftigen Bedingungen arbeiten gehen können. Wenn du dafür nicht kämpfst, bekommst du auch nicht, was du willst, ein sicheres Zuhause, einen Job und einen halbwegs vernünftigen Lebensstandard.

Peter Holden, der sich im Laufe des Konflikts vom einfachen Bergarbeiter zum Sabotage-Experten gemausert hat, erlebt alltäglich vor seiner Tür, was in Betteshanger seit Ende des Streiks passiert. Immerhin hatte die Zeche vor dem Streik 1150 Arbeitsplätze, jetzt sind es gerade noch 800. Gleich zu Beginn der Rückkehr an den Arbeitsplatz, als die Kohlebehörde dachte: jetzt setzen wir mal unseren Willen durch, kam es reihenweise zu Kündigungen der geschlagenen Bergarbeiter, die das Spiel nicht mehr weiterspielen wollten.

Jetzt schau dir das mal an.“ Ronnie Lee lehnt sich über Holdens Gartenzaun. Lee ist Nachbar und Steiger in Betteshanger. „Jetzt haben die Scabs alle ein Tonbandgerät dabei, um die Flüche der Kollegen aufzuzeichnen.“ „Ich weiß nicht, was ich mit denen tun soll.“ sagt er, „die anderen arbeiten mit denen einfach nicht zusammen. Aber sie müssen beschäftigt werden, hat mir erst unser neuer Manager klargemacht, sonst beklagen die sich direkt im Hobart House (die NCB-Zentrale in London, P.W.) oder beim Innenministerium.“ Er hat keine Ahnung, wohin mit den Streikbrechern, „aber ich überleg' mir, ob ich nicht einfach die Maschinen abstellen soll und sie die Kohle in Säcke schaufeln lasse.“ Irgendwie muß er sie ja beschäftigen.

Es war ja nicht mehr die Zeche, die wir verlassen

hatten. Vor dem Streik gab es ein vernünftiges Einvernehmen zwischen Management und Belegschaft, als wir zurückkamen, herrschte eine Diktatur. Alle Abmachungen und Vereinbarungen, die wir durchsetzen konnten, die wir in den letzten fünfzig Jahren ausgehandelt haben, wurden beiseite gewischt, und was immer die Manager sagten: das war's. Es gab keine Gewerkschaft mehr in der Zeche. (Peter Fulbrook)

Bill Irons hat das gleiche am ersten Arbeitstag erlebt:

Mir haben sie in der ersten Nacht verschiedene Jobs gegeben, und ich wollte mit der Gewerkschaft darüber reden, aber die kann überhaupt nichts tun. Du mußt machen, was das Management sagt, sie führen wieder das alte System ein: „Entweder du machst das, oder raus!“ Leute haben sich geweigert, die flogen sofort aus der Zeche, ihr Lohn wurde sofort gestoppt. Eine zweite Chance gibt es nicht.

Vor dem Streik, sagen die Leute, hat die Gewerkschaft bestimmt. Das ist vorbei, jedenfalls für die nächste Zeit. Viele halten das nicht aus, 25 Prozent sind im Schnitt krankgemeldet, kurz vor der Sommerpause wurden 27 Kumpels fristlos entlassen, weil sie zu häufig fehlten. Viele der militanten Arbeiter packten gleich ein. Peter Holdens Bruder beispielsweise:

Er war ein erfahrener Hauer, aber weil er beim Streik mitmachte, haben sie ihn isoliert, sie haben ihn von denen weggehalten, die arbeiten wollten. Sie stellten ihn in einen der Stollen, dort mußte er Staub in Papiersäcke füllen. Er arbeitete, bis der Manager vorbeikam, und er sagte dem: „Schau mal, ich bin ein erfahrener Bergarbeiter, und ich denke, ihr wollt Kohle fördern —

und hier stehe ich mit dem Papiersäcken.“ Und der dreht sich zu meinem Bruder und antwortet: „Wenn dir's nicht gefällt, kannst du dir deine Abfindung holen, ich geb' sie dir.“ Mein Bruder legte die Schaufel nieder, fuhr nach oben, stand um zwei Uhr im Büro des Managers und akzeptierte die Abfindung. (Peter Holden)

Nur ein Teil der Leute hat Abfindungen in Höhe bis zu 30000 Pfund bekommen; die Entlassenen bekamen keinen Penny. Nicht bei allen haben sie den Verkauf eines Arbeitsplatzes so akzeptiert wie bei Holdens Bruder. Die ehemaligen Streikaktivisten sind vor allem sauer auf die Kumpel, die sich während des Streiks nie blicken ließen und dann im März oder April den „goldenen Handschlag“ annahm. Wie kann man ein volles Jahr für die Erhaltung der Arbeitsplätze kämpfen und dann den eigenen Job verkaufen? Die Arbeitsplätze gehören ja nicht dem Individuum, sondern der Community; es sind die Arbeitsplätze der Kinder. Die „geldgierigen“ Kollegen werden fast so geächtet wie die Scabs, auch sie haben der Gemeinschaft geschadet. Und blöd sind sie dazu — die Abfindung reicht vielleicht drei Jahre, und dann stehen sie wieder bei Null. Außerdem hauen die meisten das Geld viel schneller hinaus; ein Drittel geht ohnehin schon für die Schulden drauf. In Magness House jedenfalls haben sie kein Verständnis für die „Verräter zweiter Klasse“, auch das Argument der hohen Schulden lassen sie nicht gelten; schließlich haben auch sie Videogeräte, Plattenspieler und Möbelstücke verkaufen müssen.

Während sich im ersten Stock des Gewerkschaftshauses der Groll auf die „redundancy men“ nicht legt, treffen sich im Anbau die eigentlichen Heldinnen des Streiks. „Ohne die Frauen des Unterstützungskomitees wäre der Streik viel schneller vorbeigewesen“, diese Aussage haben mir alle unterschrieben. Die Frauen organisierten die Suppenküche, sandten Rednerinnen in alle Landesteile und gingen mit auf Streikposten.

Als ich dazustieß, haben die anderen gerade über das Choral-Singen debattiert. Das heißt, man geht zu den Häusern der Scabs und singt dreckige Lieder. Nicht nur über die Scabs, sondern auch über Maggie Thatcher und die Polizei und wer uns halt sonst noch einfiel. Der Gedanke daran war mir fürchterlich, denn zu der Zeit war ich noch einer der Menschen, die zu einer Gans nicht Gans sagen. Mit sowas verletzt man das Gesetz, man benimmt sich nicht so, niemand benahm sich so, und wahrscheinlich werde ich verhaftet, und was würden die Nachbarn sagen, was würden die Freunde sagen. Aber dann ging ich doch mit den anderen Frauen, und wir machten unsere kleinen Prozessionen, und da stand ich, direkt gegenüber die Transitbusse der Polizei, und wir sahen den Polizisten in die Augen; ich fühlte das Selbstbewußtsein in mir wachsen. Wir wurden nicht verhaftet, wir wurden verwahrt, weggejagt und angeschrien von diesen großen Bullen mit ihren Riot-Schildern und was die sonst noch dabei hatten ... und ich fühlte mich immer stärker. (Maureen Irons)

Wie kann man ein volles Jahr für die Erhaltung der Arbeitsplätze kämpfen und dann den eigenen Job verkaufen? Die Arbeitsplätze gehören ja nicht dem Individuum, sondern der Community; es sind die Arbeitsplätze der Kinder.

Bill fand das gut, daß sich seine Frau zu engagieren begann.

Er unterstützte mich dabei, das muß ich ganz ehrlich sagen. Aber als ich dann tatsächlich ging, Reden hielt, beim Choral-Singen dabei war oder auf Streikposten stand, gab es Zeiten, in denen er darüber nicht so glücklich war. Zum Teil, weil er dachte, daß mir was passieren könnte, und zum Teil, weil ich nicht mehr die wischi-waschi-ängstliche-kleine Frau war. Ich stand für mich selbst. Und vielleicht dachte er, daß er mich verlieren würde, die alte Maureen verlieren würde. (Maureen Irons)

In Mill Hill, erzählt Terry Harrison, war das eine der größten Sorgen der Männer: „Ich will meine Frau wieder zurück“, sagten sie mir. „Kein Problem“, antwortete ich, „du kannst sie haben, wenn der Streik vorbei ist.“ „Aber ich will nicht diese Frau, ich will die Frau, wie sie war.“

Einige Männer haben die Aktivitäten ihrer Frauen nur toleriert und sie, sobald der Streik vorbei war, wieder ins Haus befohlen: „Dein Platz ist daheim, bei den Kindern und bei mir, und wenn ich mein Essen auf dem Tisch haben will, hast du da zu sein.“ Und das ist auch geschehen, viele sind zurück. Aber ich könnte nicht mehr zu dem zurückkehren. Der Streik hat das alles geändert. (Maureen Irons)

Am liebsten würde sie in die Politik gehen, Parlamentsabgeordnete werden.

Das ist etwas, was ich mir früher selbst in meinem wildesten Träumen nicht hätte vorstellen können. Ich kann das alles gar nicht erwarten, was auf mich noch zukommt. Es passiert so viel, was ich früher gar nicht gesehen habe — eine ganz neue Welt ist das. (Maureen Irons)

Maureen ist mit ihren zehn, zwanzig Kolleginnen, die das Komitee „Women against Pit Closures“ aufrechterhalten, eine Ausnahme. Wie die Männer gehen sie von einer Versammlung zur nächsten, zeigen, wie man Unterstützungsgruppen gründet, sprechen auf Streikversammlungen in den Krankenhäusern, unterstützen die kämpfenden Lehrer, sind mit Druckern auf Streikposten. Während die Kumpel von Kent ihren Kampf weiterkämpfen, sind die Frauen schon längst darüber hinaus; ihnen geht es nicht mehr nur um die Bergarbeiter, sondern um die ganze Arbeiterklasse.

Aber auch bei ihnen wird der Aufwand immer größer, der Ertrag geht zurück; der Impetus des Streiks ist dahin. Doch solange die alte Wut da ist, resignieren sie nicht.

Der Streik und sein Ergebnis hat Mill Hill gespalten. Die Scabs sind verschwunden, die meisten „redundancy men“ leben zurückgezogen, aber die Gräben sind noch aufgerissen. Im Zentrum des Viertels, im Welfare Club, spürt man die Risse. Während des Streiks ernährte die Suppenküche 500 Personen; Peter Fulbrook könnte nun diese Leute „an beiden Händen abzählen“, und das nicht nur, weil die Bergarbeiter jetzt 20 Prozent weniger Lohn erhalten als zuvor.

Jeder, der mit dem Streik zu tun hatte, benutzte den Club. Es wäre eine ganz andere Geschichte, wenn wir gewonnen hätten. Wenn wir den Streik gewonnen hätten, wäre der Club aufgeblüht. Ich glaube, die Leute kommen nicht, weil sie schlechte Nachrichten fürchten. Sie assoziieren den Club mit dem Streik, und weil wir verloren haben, kommen ihnen schlechte Erinnerungen. (Peter Fulbrook)

So sind es die entlassenen Kumpel, die ihn benutzen, die alten Stammgäste und vor allem die Rentner. Die alten Leute halten den Club am Leben: montags, mittwochs, donnerstags und samstags gibt's in der großen Halle Bingo und Tanz. Beim Nummernspiel kann man bei minimalem Einsatz nützliche Sachen gewinnen: Lebensmittel, einen Karton Eier, drei Dosen Baked Beans. Und wenn um neun Uhr abends die Rockband auftritt, stehen die Gewinner immer noch auf den Tischen — Oldies, Rockoldies von 1982, bringen auch Siebzigerjährige in Schwung. Im großen Smoke Room treffen sich jeden Freitag und Samstag die Sangesfreunde von Betteshanger. Mit Harmonium und Lautsprecheranlage singen sie die alten Lieder, Songs von vergangenen Kämpfen und dem harten Leben unter Tage. Während des Streiks traten hier Künstler aus London auf, aber auch in Mill Hill hat es durch den Kampf einen Kreativitätsschub gegeben.

Jim Brennan fand endlich mal Zeit, Bilder zu malen. Seine Zeichnungen hat der belgische Gewerkschaftsbund nachgedruckt und verkauft, der Erlös ging an die NUM. Jimmy ist mit seiner Frau fast jeden Abend im Club, zumindest immer dann, wenn die alten Lieder gesungen werden. Ob Mill Hill eine Chance hat? „Das hängt davon ab, was sie mit der Zeche machen. Wenn in Kent weiter Kohle gefördert wird, wachsen wir wieder zusammen. Wenn sie Betteshanger schließen, wird es ein Friedhof.“

Daß manches nie mehr so wird wie früher, hat zumindest die einst wohlgeleitene Ordnungsmacht zu spüren bekommen. „Riecht es hier nach Schweinefleisch?“, rümpfen die ehemals staatstreuen Bürger von Mill Hill die Nase, wenn sie einem Beamten begegnen. Der Versuch, nach Streikende einen Dorfpolizisten als Wiedergutmacher durch die Straßen laufen zu lassen, scheiterte nach sechs Wochen: Niemand sprach mit ihm auch nur ein Wort. □